

heiligen Standpunkt aus betrachtet, die Einführung eines Sprengwagens nur bestenfalls zu befürworten sei. Hieraus geht also ganz deutlich hervor, daß ich schon damals den gesundheitlichen Standpunkt in den Vordergrund stellte, wie ich überhaupt von allem Anfang an ausdrücklich darauf hingewiesen habe.

Der Grund aber, weshalb ich z. Bt. nicht dafür stimmen konnte, lag einfach darin, weil wiederholt betont wurde, wenn alle Straßen besprengt werden, genügt ein Wagen nicht, sondern es müssen mindestens 2 Wagen sein.

Die laufenden Ausgaben für 2 Wagen sind aber ziemlich hohe, sodaß ich nicht so ohne Weiteres den Steuerzahlern die Bestreitung dieses Mehraufwands zumuten konnte, umso mehr, da auch noch andere Ausgaben der Gemeinde bevorstehen.

Ein Wagen dagegen kann aber bei der großen Ausdehnung des Ortes nur die Hauptstraßen besprengen und in diesem Falle hielt ich es für richtiger, erst die öffentliche Meinung zu hören, wozu der Ortsverein die kompetente Vereinigung, oder noch besser, das Sprachrohr der Steuerzahler ist.

Ich betrachtete es als meine Pflicht, die Angelegenheit vor das Forum des Ortsvereins zu stellen, dabei meine Stellungnahme, die ich im Gemeinderat eingenommen habe, klarzulegen und im Uebrigen die Meinungen der Mitglieder zu hören.

Dort — und das werden sich die Anwesenden erinnern — habe ich, nachdem ich über den Fall von Anfang bis Ende referiert hatte, wiederum betont: Vom gesundheitlichen Standpunkt ist die Einführung nur zu befürworten.

Der Abhaltung dieser Versammlung lag lediglich die Absicht zu Grunde, die Ansichten der Einwohner kennen zu lernen und, wenn diese Ansichten für das Besprengen sind, eine Einigung dahingehend zu erzielen, daß nur vorzugsweise die der Staubentwicklung am meisten ausgefakten Straßen besprengt werden, damit ein Wagen genügt und sich die Ausgaben dafür in **minimalen, den Steuerzahlern kaum fühlbaren Grenzen bewegen.**

Das die Antwort auf den betr. Artikel, soweit er meine Person betrifft.

E. Brück,

Vorsitzender des Ortsvereins.

In die Heimat.

Mel.: Morgen muß ich fort —

Waldstein, lieb Heimat mein,
Hort der Jugendträume,
Anvergesen sollt ihr sein
All ihr tranten Räume.
Hindesglück im Elternhaus,
Freundeslieb — im Weltgebräu
Bleibt ihr meine Sonne.

Heimat, deiner Wälder Grün
Und der Vögelin Singen,
Deiner Blumen buntes Blüh'n,
Und der Glocken Klängen,
Deiner Berge stolze Bier
Grüßt mich in der Ferne hier,
Lokst zu dir mein Sinnen.

Heimat, für den Kampf der Welt
Gibst du uns die Waffen,
Daß auf jedem Lebensfeld
Wir dir Ehre schaffen.
Ist auch fern von dir dein Kind,
Trägt doch hin zu dir der Wind
Heimwehfang so leise:

Waldstein, lieb Heimat mein,
Nann dich nimmer lassen,
Niemand wird das Bildnis dein
Je in mir erblassen.
Liegt so weit manch Jugendjahr,
Bleibst du noch, wenn bleich das Saar,
Heimat meine Sonne.

Paul Rau.

Nachbarsfinder.

Original-Roman von Irene v. Hellmuth.
(32. Fortsetzung.)

Eva sah sehr erschrocken aus.

„Ich sehe Sie an, lassen Sie mich gehen, Herr Doktor, — lassen Sie mich fort, ich kann Ihnen nichts sagen, — was hilfe es uns auch jetzt noch,“ — flügte sie sehr leise hinzu.

„Sie haben recht,“ sagte er tonlos, „wir müssen die Stette weiter schleppen.“

Er trat zurück, um das wankende Mädchen hinauszulassen, als die Tür heftig aufgerissen wurde und Hilba mit hochrotem Gesicht auf der Schwelle erschien.

„Halt,“ rief sie zornig, „so entkommst Du mir nicht, Du falsche Heuchlerin mit dem scheinheiligen Gesicht! Mich täuschst Du nicht, wenn Du auch noch so unschuldig drein schaust. Was hast Du in meiner Wohnung zu suchen, noch dazu bei Nacht? Ich weiß es längst, daß Du mir die Liebe meines Mannes gestohlen hast, — er denkt nur an Dich, —

und Du, — was tust Du hier? Wenn Du nicht erklären kannst, was Du hier wolltest, dann, — dann nimm Dich in Acht vor mir!“ —

Der Doktor hatte vergebens versucht, seiner Frau in die Rede zu fallen, doch sie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Schweige!“ schrie er jetzt außer sich, „wenn Du es nochmal wagen solltest, Eva zu beschimpfen, — dann hüte Dich! — Sie ist rein wie die Sonne, — sie ist — — —“

Hilba brach in ein unbändiges Gelächter aus. „Sie ist ein Engel in Menschengestalt, das wolltest Du doch sagen, nicht wahr? — Ha, — ha, — rein wie die Sonne und schleicht doch Nachts in meine Wohnung! — Deshalb hattest Du es auch wohl so pressant, wie? —“

Der junge Mann taumelte zurück, als hätte ihm jemand einen Faustschlag ins Gesicht versetzt. Da sah er, daß auch Eva sich wankend am Türpfosten hielt, und wollte ihr zu Hilfe eilen, doch seine Frau stellte sich ihm in den Weg.

„Du rührst sie nicht an!“ knirschte sie. Ein Ausdruck unsäglicher Verachtung lag auf seinem Gesicht.

Eva stand schon wieder aufrecht, nur entsetzlich bleich und mager sah sie aus in diesem Augenblick.

„Das Kind,“ stammelte sie mit Anstrengung, „die Großmutter verlangte darnach, und da — —“

„Sie brauchen sich nicht zu verteidigen,“ sagte Sigmund mit milder Stimme, „gehen Sie nur, Eva! Es tut mir leid, daß Sie in meinem Hause einer so häßlichen, abscheulichen Scene ausgesetzt waren, daß man es gewagt hat, Ihnen unlauntere Motive unterzuschleichen. Gehen Sie, und mit ihr,“ — er zeigte mit verächtlicher Geberde auf seine Frau, — „werde ich schon allein fertig!“

Das höhnische Lachen Hilbas scholl hinter Eva her, als sie wie gejagt die Treppe hinab und aus dem Hause floh. Erst als die kühle Nachtluft um ihre heiße Stirn strich, wurde sie etwas ruhiger.

Und als sie bei ihrer Mutter eintrat, da löste sich all das herbe, bittere Weh des jungen Herzens in einen Strom heißer Tränen auf. Aber die ganze Nacht schlief der Schlaf den Augen des gequälten Mädchens. — —

Seit jener Scene sind zwei Jahre vergangen. Eva ist mit ihrer Mutter längst fortgezogen aus der Stadt, wo sie so viel Schmerzliches erfahren hatten. In einem freundlichen, aufblühenden Badeort haben sie eine neue Heimat gefunden. Sie mieteten dort eine bescheidene Wohnung und Eva fand bald Absatz für ihre feinen, kunstvollen Stickerien. Im Sommer besonders, wo viele Fremde den idyllischen Platz besuchen, verdient sie ganz hübsche Summen. So leben die Beiden, wenn auch still und zurückgezogen, doch ruhig und zufrieden.

Noch heute, nach zwei Jahren, überläuft Eva eine „Gänsehaut“, wenn sie an den Auftritt denkt, den sie damals mit Klothmann hatte, als sie ihm sagte, daß sie nie seine Frau werden könne.

Diese Offenheit glaubte sie ihm schuldig zu sein. Er aber tobte und suchte und seine rohe Natur kam vollends zum Durchbruch, als Eva möglichst ruhig erklärte, daß nichts im Stande sei, ihren Entschluß zu ändern. Er schwur, Himmel und Erde in Bewegung setzen zu wollen, sie mit Gewalt an den Altar zu schleppen. Dies alles hätte Eva kaum eingeschüchtert, aber der Anblick seines wutverzerrten Gesichtes erregte in ihr ein Grauen. Er glich in jenem Augenblick einem gereizten Tiere. Wäre Evas Mutter nicht dazwischen getreten, es hätte wahrscheinlich noch lange gedauert, bis er sich entfernt hätte. Aber Frau Abendrot wies mit solcher Bestimmtheit nach der Tür, zeigte eine solche Energie, daß er erkannte, es war seines Bleibens nicht mehr.

Am andern Morgen in aller Frühe reisten die beiden Frauen ab, nachdem sie in der Nacht ihre Sachen gepackt. Eva fühlte sich damals wie von einem Alp befreit, als sie die Gegenwart des verhassten Menschen nicht mehr zu dulden brauchte. Es war ihr beinahe zur Unmöglichkeit geworden, mit ihm zu verkehren, und seine täglichen Besuche wurden ihr zur Qual.

Eines bereitete dem jungen Mädchen bitteres Weh: Der Abschied von ihrer treuen, mütterlichen Freundin. Frau Vinde wollte es gar nicht begreifen, daß Eva fort müsse, zumal diese die Gründe, die sie zur Abreise zwangen, nicht angeben konnte. Die alte Frau zürnte ihr damals und klagte sie der Falschheit an.

„Das verstehe, wer kann,“ hatte sie immer wieder gesagt. „Weil Du den Menschen, den Klothmann nicht heiraten willst, deshalb brauchst Du doch wirklich nicht davonzulaufen! Er wird sich mit der Zeit beruhigen, — bleibe doch, Eva! Jetzt wo ich mich so an Dich gewöhnt habe, jetzt willst Du fort! Was fällt Dir denn eigentlich ein? Du wirst mir überall fehlen, ich weiß es! Wen ich einmal so recht lieb habe, an den schleiß ich mich auch ganz an. Denkt Du denn nicht ein klein wenig an mich? Du warst mir wie eine Tochter! Und jetzt willst Du fort? — Wenn ich nur einsehen könnte, weshalb!“

Eva hatte dann in aufwallendem Gefühl die Arme um den Hals der alten Dame geschlungen und versichert: „Ich kann nicht bleiben, Frau Vinde, — ich kann nicht! Behalten Sie mich lieb, und wenn Ihnen etwas zu Ohren kommt, vielleicht etwas Schreckliches, — Schlechtes, — so dürfen Sie mich deshalb nicht verachten, ich bin ja unschuldig!“ —

„Ach was, — wer wird denn über Euch etwas Schlechtes reden können,“ polterte Frau Vinde, wie sie immer tat, wenn sie ihre Nüchternheit verbergen wollte. „Denkst Du etwa, der Mensch, der Klothmann könnte Dich in meinen Augen herabschätzen? O, er soll es nur wagen, ich werde ihm gehörig heimleuchten, diesem —“ Es schien ihr kein passender Ausdruck einzufallen, deshalb begnügte sie sich damit, die Hände zu ballen, als hätte sie den Gegenstand ihres Zornes zwischen den Fingern.

Dann war das Mädchen gegangen. Als sich am andern Morgen die Lokomotive schnaubend in Bewegung setzte, und Eva in der Wagenecke lehnd, noch einmal den von Tränen verschleierten Blick über die Stadt hinschweifen ließ, als im blauen Morgendunst die Türme auftauchten, da trat die bange Frage an Eva heran: „Was wird die Zukunft bringen?“ — Wird sie auch so traurig und freudenarm sein, wie die Vergangenheit? In dem jungen Herzen Evas sah es gar öde und traurig aus. Sie wußte es, des Lebens Freude war für sie dahin, weil sie den einen nicht vergessen konnte, der ihre Sonne gewesen. Und oft in trüben, einsamen Stunden, wenn sie eifrig bei der mühevollen Arbeit saß, und sich die Finger beinahe wund nähte an der feinen Stickerie, legte sie sich die Frage vor: „Wäre es nicht besser gewesen, Sigmund seinerzeit alles zu sagen? Vielleicht, daß seine Liebe groß genug gewesen wäre, um sich über den Flecken hinwegzusetzen, der auf dem Namen „Abendrot“ ruht.“

Doch dann schüttelte sie auch wieder heftig den Kopf. „Nein, — nein, — für mich gibt es kein Glück, ich darf mich keiner Täuschung hingeben, die Tat des Vaters kann nichts aus meinem Leben hinwegwischen, sie wirft ihren Schatten auf mein Dasein!“

Und manchmal packte sie ein furchtbarer Zorn. „O Vater, — Vater, warum tatest Du das? Hast Du nicht bedacht, wie unglücklich Dein Kind durch Dein Vorgehen werden mußte?“

Der Mutter gegenüber ließ Eva nie dergleichen laut werden.

Seit die alte Frau einmal geäußert, daß sie den Toten so sehr geliebt, daß sie ihm verziehen habe, was er gesündigt, da mochte die Tochter nicht mehr an die Sache rühren.

„Bon, Frau Vinde, welche die Einzige war, die den Aufenthaltsort der Beiden kannte, war nach einiger Zeit ein Brief eingetroffen, worin diese mitteilte, daß Klothmann plötzlich aus der Stadt verschwunden sei. Manche behaupteten sogar mit Bestimmtheit, er wäre nach Amerika ausgewandert. Weiter heißt es in dem Brief: „Du hättest gar nicht fortgehen sollen, und wenn es Dir in Deiner neuen Heimat nicht gefällt, so komme wieder, ich nehme Dich mit Freuden auf. Ich bin ja so allein, habe fast niemand, der sich um mich bekümmert. Mein Sohn kommt auch sehr selten, seine Praxis nimmt ihn jetzt sehr in Anspruch. Auch glaube ich, daß Hilba ihm eine Scene macht, wenn er seine alte Mutter besucht. Ich begegnete ihr neulich, sie sah mich gar nicht an. Ist das nicht furchtbar traurig? Wärst Du doch Sigmunds Frau geworden, Eva, wie glücklich könnten wir leben. Mein guter Junge dauert mich so sehr — — —“

Und unten, ganz klein mit Bleistift geschrieben, — scheinbar ohne Wissen der Mutter, — standen die Worte: „Ich weiß nun alles, — Klothmann, dem ich eines Nachts auf dem Heimweg begegnete, hat es mir im Rausch erzählt. — Also deshalb wiesen Sie mich ab! O arme, — arme Eva! Was mögen Sie gelitten haben! Warum vertrauten Sie mir nicht? — — — Sigmund.“

Wohl hundert mal las Eva diese paar Zeilen. Der Brief blieb ihr steter Begleiter, oft drückte sie die Lippen darauf. Die Schrift war deshalb schon ganz verwischt und undeutlich geworden, aber sie konnte die Worte ja auswendig. Sie blieben ihr ein Trost in einsamen Stunden. Konnte die Wunde ihres Herzens auch nicht vernarben, so hatte sie doch jetzt die unumstößliche Gewißheit: Die Schande des Vaters wurde von denjenigen, an dessen Meinung ihr so unendlich viel lag, nicht auf die Tochter übertragen. Man verachtete sie deshalb nicht! O wie wohl ihr das tat!

Eva erwog auch eine Zeit lang die Frage, ob sie mit der Mutter nicht dem Rufe der alten Freundin folgen und zurückkehren sollte, doch fühlte sie: Es war besser, wenn sie hier blieb. Hier wurde sie nicht fortwährend an das gemahnt, was doch nun einmal unwiederbringlich für sie verloren war. Jede Begegnung mit dem, den sie nicht vergessen konnte, riß die Wunde von neuem wieder auf.

Verdienst hatte Eva reichlich gefunden, es zwang sie also nichts, den friedlichen Ort wieder zu verlassen. So blieb sie denn und arbeitete eifrig für ihren und der Mutter Unterhalt, denn die schwächliche Frau konnte wenig mehr verdienen. Die Augen hatten vom

(Nachdruck verboten.)

(32. Fortsetzung.)

(32. Fortsetzung.)